

ICH. LEVIN. ZWERG.

Erster Teil

1

Kann mich jemand hören? Hört mich jemand? – Ich weiß nicht, ob mich jemand hört ... Und wenn ja, wird er das verstehen, was ich ihm zu sagen habe? – Wahrscheinlich nicht. Über gewisse Dinge sollte man sich nicht belügen. Im Grunde weiß ich, dass der Versuch einer Mitteilung wie dieser eine Unmöglichkeit darstellt. Es gibt vermutlich niemanden mehr, an den solch ein kleiner Kerl, ein Winzling wie ich, sich wenden könnte, ein Mensch, dem die Sache der Wirklichkeit noch am Herzen liegt ... Sie alle scheinen geopfert oder vereinnahmt worden zu sein von den großen und kleinen Entartungen unseres fürchterlichen Denkens und den Schablonen unserer nicht weniger fürchterlichen Einfalt.

Am Ende klingt es entstellt und ganz und gar unzeitgemäß, solch merkwürdiges Wort: *Wirklichkeit*. Ich meine, all diese Verfälschungen und Irrtümer, die sich damit verbinden; all diese Beschränkungen und Absichten, Machtansprüche und Ablenkungsmanöver; all diese Synthetik ... – Ich fürchte, niemand wird mich hören, wenn ich davon rede. Meine Stimme hat kein Gewicht.

Außerdem bin ich verschwunden ... Ich habe mich sozusagen „in Luft aufgelöst“. Man sieht mich nicht mehr, man weiß nichts mehr von mir. Der Stern, unter dem mein Leben steht und der mir so oft als Schutz hat gelten mögen, hat mich am Ende vollständig den Augen der Welt entzogen, was ich allerdings ehrlich begrüße: Schließlich ist dies der einzige Weg, um echt und wahrhaftig zu werden: *völlig zu verschwinden* – obwohl gerade dies die ganze Sache auch nicht eben einfacher macht: Denn von wo her und an wen sollte ich meine Mitteilung richten, wenn der Ursprung meiner Sprache der Ort des Vergessens ist und es darin kein Du mehr gibt, an das die Worte sich wenden könnten in all ihrer Hilfslosigkeit?

Die Dunkelheit jedenfalls, die mich momentan hier umgibt, scheint wenig dazu geeignet, Selbstgesprächen dieser Art Gehör zu schenken. Ihr ist alles einerlei, gleich viel oder gleich wenig, wie man es nimmt. In ihr vergräbt sich mein Anliegen, geht buch-

stäblich unter in Schwärze und Abgeschlossenheit, – und indem ich selber am besten weiß, dass der Ort, der mich fasst, von Menschen gebaut und nach Sinn und Zweck dazu angelegt worden ist, echte Gräber in sich zu fassen und dem Toten und Abgestorbenen Raum und Zuflucht zu geben, verstärkt sich nur desto mehr die Vermutung, schlussendlich am richtigen Platz gelandet zu sein: Am Ende bin ich tatsächlich Teil eines gewaltigen Friedhofs geworden. Meine Art, die Dinge zu sehen, ist dem Untergang geweiht. – Was also läge näher, als hier zu sein, wo ich bin, auf diesem stillgelegten Gräberfeld, diesem zumindest von Menschen verlassenen Gottesacker, der still und verwunschen das Los alter Märchen teilt?

Sobald es draußen hell wird und zu dämmern beginnt, wird sich dieses Wissen unabänderlich und einmal mehr als Teil einer Realität erweisen, die nicht unbedingt zu dem gehört, was man „menschwürdige Lebensbedingung“ nennt. Wieder einmal wird sich mir meine Situation deutlicher aufdrängen, als mir lieb sein wird. Ich werde mit Händen zu fassen bekommen, was die Leute meinen, wenn sie das Wort „prekär“ in den Mund nehmen. Zuerst werde ich nur die verschiedenen Konturen von verschlissenen Gegenständen wahrnehmen, diejenigen eines kleinen, maroden Fensters, eines wackligen Regals, eines uralten Tisches, auf dem ich in diesem Moment sitze und so müde wie neugierig den neuen Tag erwarte. Danach wird sich allmählich das so eigenwillige wie vertraute Gefühl dieses Raumes um mich legen: Die Stimmung des kleinen, bunkerartigen Gevierts, das früher wahrscheinlich einmal dem Gärtnerpersonal der hiesigen Friedhofsanlage als Werkstatt und Unterstand diente und das von außen betrachtet an eine begrünte Schachtel erinnert, weil es bis zur Hälfte in einem Erdhügel steckt und sein flaches Dach einer Blumenwiese gleicht. Erst ganz allmählich dann wird sich der Tag durch eines der kleinen Fenster ins Innere meiner Behausung schleichen, durch die zu blicken mir tragisch und segensreich zugleich anmutet. Das markante Loch, das eine der Scheiben ziert und zufälligerweise wie ein gezackter Stern ausschaut, tut das seinige dazu, um die Doppelläufigkeit dieser Empfindung zu unterstreichen. Es ist, als ob das Einerlei der Dinge darin eine besondere Stelle gefunden hat, wodurch die Welt dort draußen in erhöhter Frische und Klarheit zutage tritt. Dass darin ausgestanzte Stück Himmel gleicht einem freundlichen Wink, einer Aufmunterung: Schließlich hängt man sich gern an derartige Zeichen einer überirdischen Welt, deren Präsenz eben nur beizeiten und in kleinen Stücken sich uns Sterblichen zeigt. Nur ganz hinüber zu wechseln auf die andere Seite, wo das Zeichen sein Existenzrecht verliert, weil es nichts mehr gibt, auf das zu verweisen angebracht wäre, vermag man am Ende

nicht. Man ist ganz einfach zu schwer, zu träge, zu stofflich dafür. Dazu taugt nur die Phantasie und der freie Flug der Gedanken, dem es immer schon allein gegeben war, die kleinlichen Grenzen und die so engen Horizonte der sichtbaren Welt zu durchbrechen. Manchmal sieht man die Dinge eben mit geschlossenen Lidern klarer und deutlicher, als wenn man sie offenen Auges anstarrt. Erst ihre körperliche Vertilgung offenbart einem den eigentlichen Charakter und Wert dessen, was so das greifbare Leben kaum einmal beherrscht.

Die Realisation des Wirklichen durch seine Vernichtung habe ich im Übrigen nie als einen Widerspruch betrachtet. Derartige Aussagen nahmen für mich immer nur dann die Gestalt heikler Antinomien an, wenn ich mich dem Diktat der Begriffe überließ. Wenn ich etwa das Exakte für real und das Diffuse für unreal nahm, so wie wir es uns eben gegenseitig seit Jahrhunderten und aber Jahrhunderten einzubläuen versucht sind. Sobald ich mich von dieser Vereinbarung jeweils aufs Neue verabschiedete, erwies sich auch der darin aufkeimende Widerspruch als vollkommen gegenstandslos. Dann sah ich sehr schnell, dass gerade das Umgekehrte der Fall ist: das Exakte, das Perfekte, Überdeutliche, Berechnete, Abgemessene ist das Unwirkliche, und die Illusion, der Schein, das Unfassbare, Nichtige die Welt in ihrer Fülle, ihrer Ganzheit, die Welt als Kugel gedacht. –

Nur wen interessieren am Ende schon derartige Spitzfindigkeiten? ...

Auch solche Kuriositäten werden mich nicht weiterbringen in meinen Bestrebungen, Gehör zu finden. Man wird mir ihren Wert nicht abnehmen, nicht vollständig und nicht zur Gänze. Ich weiß es, und ich fürchte mich vor diesem Wissen. Ich sehe gerade in der daran sich anschließenden Teilnahmslosigkeit den eigentlichen Akt der Ausgrenzung, jene in allen Lebensbereichen und Lebenslagen aufgetürmte Mauer, welche selbst noch die in den Restbeständen der Wirklichkeit Verbliebenen daran hindert, aufeinander zuzugehen. Gut, vielleicht ist diese Mauer nichts anderes als reiner Unverstand. Vielleicht aber ist zuletzt gerade dieser Unverstand nichts anderes als das Produkt unserer Erziehung, das Ergebnis einer Abmachung, einer Konvention, der wir uns so vollständig überlassen, so ganz und gar verschreiben und übereignen, dass alles, was frei im Sinne einer Andersartigkeit wäre, einer Alternative, von uns nicht mehr wahrgenommen wird und in Betracht gezogen werden sein will. Demzufolge wäre es vielleicht angebrachter, mehr von „Wahrnehmungsstörungen“ zu reden als von Unverstand oder immerhin doch den Begriff der „Wahrnehmungsdifferenz“ in den Mittelpunkt dessen zu stellen, was wir an-

sonsten lapidar unter dem Begriff der „Objektivität“ versammeln ... Wir sollten uns endlich eingestehen, dass wir die Welt nicht nur unterschiedlich betrachten, sondern dass wir uns jeweils auch unterschiedlich über sie mitteilen. Unser Anteil an allem ist äußerst speziell. Und so gesehen gibt es am Ende vermutlich keine gemeinsame Wirklichkeit. Es gibt immer nur Berührungsflächen, die sich aneinander reiben, aber deren abgesonderte Kleinstenergien zu guter Letzt immer höchst unbefriedigend bleiben für den, dessen Verlangen darin besteht, alles und ich meine wirklich *alles* von sich selbst mitzuteilen. Vor allen Dingen die Erkenntnis, dass am Ende dieser großen Entdeckungsreise durch die Wirklichkeit, die unser Leben ja nun einmal darstellt, die vollständige Auflösung steht, das Nichts, das Verschwinden, der Untergang: Auch der Untergang jenes berüchtigten Staunens darüber, das etwas war und nicht nichts. Denn ob es unserem Denken gefällt oder nicht: Am Ende wird alles sich verwandelt haben in ein großes Vergessen, das weder vom Sein noch vom Nichtsein handelt, das nichts mehr weiß, weil es kein Gegenüber mehr kennt, von dem es etwas zu wissen gäbe. Alles wird eintauchen, erlöschen, versiegen. Und mit ihm wird selbst unsere Vorstellung vom Leben und vom Tod weniger sein als nichts. Die Leere wird alle Geheimnisse, alle Ansprüche, alle unsere winzigen Menschenversuche in sich vereinen und sich in den Bauch jener Ungeheuerlichkeit zurückverwandeln, aus dem wir schlüpfen, als Zeit und Sichtbarkeit begann.

Natürlich hat das nichts mit Nihilismus zu tun. Dies erachte ich sowohl als das größte Missverständnis bezüglich des heiligen Gegenstandes des Realen, als auch bezüglich meiner eigenen Geschichte, in der dieses Thema des „Verschwindens“ gewissermaßen eine Hauptrolle spielt. Das Nichts, von dem ich hier spreche, ist nur das Ende eines Blickwinkels und das Ende eines Vokabulars, das sich um alles Tatsächliche, um alles Mögliche und Unmögliches gelegt hat wie ein Kettenhemd und seinen Handlungsspielraum beschränkt. Das Ende der Worte bedeutet vor allem die Rückkehr zur Redlichkeit des Augenblicks. Es bedeutet die Rückkehr zur Weisheit des Schweigens. Die Rückkehr in die Präsenz, in die Energie, in die Jetztzeit, in den Stillstand. Diejenigen, denen es an elementaren Erfahrungen mangelt, verstört selbstverständlich das Pathos, das diesen Begriffen innewohnt. Die Mehrzahl der Einwohner dieses Kontinents dürfte davon betroffen sein. Der Durchschnittsmensch, in den wir uns gegenseitig so stark zu erziehen bemüht sind, scheut den Kontakt mit Radikalismen. Er hat keinen Mut zu tiefgreifenden Bekenntnissen, die Konsequenzen auf sein tägliches Leben haben könnten. Er scheut die Radikalität vor allem jener einen Erkenntnis, die ihm zu verstehen gibt, in

jedem Augenblick seiner Existenz bedroht und das heißt zu allen Zeiten an der Stufe des Erlöschens zu stehen. Sein Verschwinden, so unabwendbar es früher oder später auch sein mag, wird von ihm kaschiert.

Wenn einer wie ich sich dazu entschlossen hat, sich gerade diesen Gang ins Dunkel der Welt zur Aufgabe zu machen; sich selbst sein äußeres Leben zu nehmen, um dadurch wieder an die Wurzel der Dinge zurückkehren zu können, kommt er unweigerlich für die allgemeinen Überlegungen und Wünsche nicht mehr in Betracht. Er verschwindet zwangsläufig von der Bildoberfläche. Sein Entschluss hat ihn gesellschaftlich unmöglich gemacht, denn es ist nicht mehr mit ihm zu rechnen. Entwunden und allein steht er fortan unter dem weiten Dach des Himmels, wo sein Standpunkt immer unabsehbarer und das Bild seines Geistes immer diffuser wird und sich den gewohnten Blickverhältnissen entzieht. Ausgrenzung ist sein soziales Schicksal, und Auflösung und Zerfall bestimmen das Milieu, in dem er zu leben hat. Das ihm zugeteilte Reich scheint ein Unterirdisches zu sein, in dem nur noch Schatten und Geister herrschen, aber keine Hoffnungen mehr, unter Mitbürgern Gefährten und Hörer zu finden. Friedhöfe sind sein Refugium. Ich sagte es bereits.

Also an wen soll ich mich mit diesen Erklärungen und Erläuterungsversuchen wenden, wenn die Möglichkeit, irgend-jemanden zu finden, sehr beschränkt und der Glaube an einen potentiellen Zuhörer bereits im Schwinden begriffen ist? Etwa an eine Imagination? An die reine Vorstellung eines Menschen, der verständig wäre im Sinne meines Bedürfnisses? Oder ist es am Ende vielleicht so, dass das Gespräch und die Stimme jener, die etwas zu erzählen haben, sich immer und notwendigerweise nur an eine phantastische Figur, eine Instanz höherer Ordnung wendet, nämlich an „den Geist“ selbst? Und sprechen hier am Ende womöglich keine zwei Parteien mehr, sondern unterhält sich der eine Geist nur durch die Erzählung, welche seit Anbeginn an Geschichten zum besten gibt? Ist es so, wie Aristoteles sagte, dass Denken nichts anderes ist als der Dialog, den das Selbst mit sich selber führt? – Alle diese Varianten stehen zur Verfügung, und sie geben alle – merkwürdigerweise – am Ende doch immer nur Aufschluss über mein eigenes Ich, das nicht minder fragwürdig ist. Denn muss der, der den Glauben an die Antwort im Gegenüber verloren hat, nicht auch an sich selbst als dem Ursprung aller Fragen zweifeln, während die Summe der Fragen, die durch den Geist aufsteigen, ungebrochen weiter zunimmt und ihre Flut mit jedem Tage ansteigt, an dem keine Antworten gegeben werden, seien sie noch so phantastisch, noch so diffus? – Es scheint jedenfalls ganz

einerlei, ob ich an die Möglichkeit der Verständigung glaube oder nicht. Das Bedürfnis nach einem Zuhörer bleibt. Immer werde ich mich an ihn wenden als eine Person, die mir in meiner Phantasie als eine Art Freund und Weggefährte begegnet. Das imaginäre Gegenüber, das er bildet, macht ihn zu einem Abbild und Produkt meiner Hoffnung. Es ist einerlei, ob der, an den ich mich wende, tatsächlich existiert, ob er sich als Mensch aus Fleisch und Blut behauptet. Diese Dinge haben keine Relevanz. Am Ende sage ich mir: Es könnte ihn geben! Irgendwo dort draußen könnte es einen Menschen geben, der meine Geschichte versteht. Man sollte sich Mühe geben, ihn höflich zu behandeln und ihn immerfort aufs Neue mit der wichtigsten aller Fragen konfrontieren: Können Sie mich hören? ♣